

HANS VICTOR SCHWARTZ

Vom Nazistaat zur Bundesrepublik

Eine ganz persönliche Rückblende
zum 75. Jahrestag unseres Grundgesetzes



ARS & INGENIUM

1. Auflage, Oldenburg (Oldb), Mai 2024. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. © 2024 Hans Victor Schwartz. Redaktion, Satz und Layout: Matthias Hengelbrock, ARS & INGENIUM. Druck und Herstellung: Expressdruck Oldenburg.

Titelbild: Hans Victor Schwartz und sein Vater im Jahr 1939 (Foto: Privatbesitz).

Vom Nazistaat zur Bundesrepublik

Eine ganz persönliche Rückblende
zum 75. Jahrestag unseres Grundgesetzes,
vorgetragen im RC Oldenburg-Ammerland
am 23. Mai 2024

Heute vor 75 Jahren wurde das Grundgesetz feierlich verkündet, die Verfassung Deutschlands; sie definiert die Prinzipien unserer staatlichen Ordnung wie Volkssouveränität, Gewaltenteilung und Achtung der Menschenrechte und bildet das eigentliche Fundament unserer Demokratie. Wenn ich hier in die Runde schaue, so sehe ich nur wenige, die diese Geburtsstunde unserer Bundesrepublik persönlich erlebt haben, und wenn ja, dann waren sie noch ganz klein und konnten als Kinder nicht erahnen, welch eminent wichtiges Geschehen damals vor sich ging.

Ich bin gefragt worden, ob mir als damals Fünfzehnjährigem die Geschehnisse rund um den 23. Mai 1949 heute noch in Erinnerung sind. Ich kann es nicht mehr sagen. Möglicherweise nahmen wir Schüler der achten Oberschulklasse damals von den Feierlichkeiten deshalb weniger Notiz, weil uns aktuell die Rosinenbomber der Berliner Luftbrücke und auch die aufkommende Pfadfinderei in Atem hielten, Ereignisse, die ich heute noch deutlich vor Augen habe. Das Fernsehen und Social-media-Kanäle gab es noch nicht. Und unsere Schule, unsere Lehrer? Hatten Sie uns auf diesen besonderen Tag hingewiesen? Kaum; sie alle waren ausnahmslos schon unter dem Nationalsozialismus Erzieher gewesen und machten einen großen Bogen um alles, was mit der jüngeren Geschichte Deutschlands oder gar mit dem gegenwärtigen Zeitgeschehen zu tun hatte. Sie alle waren heilfroh, auf wundersame Weise unbehelligt durch die Entnazifizierung gekommen zu sein, obwohl die meisten von ihnen noch wenige Jahre zuvor in SA-Uniformen herumgelaufen waren, auf dem Marktplatz Nazi-Sprechchöre dirigiert bzw. uns aufgeschrieben und gemeldet hatten, wenn wir sonntags den Kindergottesdienst besuchten. Nein, von den Lehrern, die wir hatten, konnten zu diesem Zeitpunkt staatstragende Hinweise noch nicht erwartet werden.

Doch was kann unsere Generation, die anders als die heutige Jugend nicht in eine funktionierende Demokratie hineingeboren wurde, aus der Zeit damals noch Nennenswertes beitragen? Ich meine: vieles, weil wir einerseits am eigenen Leibe erleben mussten, wie es sich anfühlte, in einem Deutschland aufzuwachsen, in dem die Willkürherrschaft der Nazis die Grundrechte abgeschafft hatte, weil wir andererseits zugleich aber auch ein Bild zeichnen können von den Anstrengungen und glücklichen Fügungen, deren es 1945 bedurfte, um dieses nach dem mörderischen Krieg am Boden liegende Deutschland aus der sprichwörtlichen Stunde Null wieder zu einem demokratisch legitimierten Staat aufblühen zu lassen, und dies mit einem Grundgesetz, wie wir es heute als großes Geschenk feiern dürfen.

Ich will ein wenig von dem berichten, und damit das nicht zu theoretisch ausfällt, soll dies am Beispiel meines Elternhauses geschehen, mit meinen Eltern und mir als Zeitzeugen, komplettiert durch meine drei jüngeren Geschwister. An dieser Familie war eigentlich nichts Besonderes, die Lebensverhältnisse eher durchschnittlich als irgendwie herausragend, nach dem Krieg hätte man gesagt: 08/15 oder »wie bei Otto Normalverbraucher«. Und dennoch gerieten wir ins Fadenkreuz der Geschichte. Fangen wir mit dem Jahr 1933 an. Bis kurz davor hatten die Deutschen noch unter der demokratischen und rechtsstaatlich angelegten Weimarer Verfassung gelebt. Sie hatte gerade mal 14 Jahre angedauert. 1933 gab Hitler ihr mit dem »Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich«, besser bekannt unter der Bezeichnung »Ermächtigungsgesetz«, endgültig den Rest. Ein Jahr später, 1934, wurde ich geboren. Da waren in der Folge dieses Ermächtigungsgesetzes von der Reichsregierung schon so viele weitere Gesetze und Verordnungen erlassen worden, dass man Deutschland auf allen Gebieten gleichgeschaltet sah. Das Parlament hatte ausgespielt.

Als meine Eltern mich in die Welt setzten, war meine Mutter 27, mein Vater 30 Jahre alt. Beide in der Kaiserzeit geboren, beide aus Oldenburg und damit aus dem gleichnamigen Großherzogtum stammend, am Alten Gymnasium bzw. der Cäci zur Schule gegangen, hatten sie in der Zeit der Weimarer Republik während der Welt-

wirtschaftskrise studiert, meine Mutter als Kriegswaise und Stipendiatin Englisch und Französisch in Marburg, Rostock und Heidelberg, mein Vater Jura in Kiel, Wien und Frankfurt am Main. Bei meiner Geburt lebten sie schon drei Jahre in Westerstede. Hier hatte mein Vater 1931 unter den Zeitläuften entsprechend ziemlich eingeschränkten wirtschaftlichen Verhältnissen seine Anwaltspraxis eröffnet. Meine Mutter wiederum erteilte zuhause jungen Engländerinnen, die jeweils für einige Monate bei meinen Eltern wohnten, gegen Entgelt Deutschunterricht.

Mein Vater verdiente sich, weil die Anwaltskanzlei anfangs noch nicht genügend abwarf, ein Zubrot, indem er allwöchentlich für die regionale Tageszeitung *Der Ammerländer* eine Kolumne »Aus Gesetzgebung und Rechtsprechung« schrieb. Dabei geriet er allerdings bald mit der örtlichen Parteiführung und auch mit der Oldenburger NS-Gauleitung in Konflikt, weil er sich mit den in kurzen Abständen veröffentlichten neuen Nazi-Gesetzen regelmäßig kritisch auseinandersetzte. So besprach er etwa das jüngst erlassene »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, mit dem die Entlassung bzw. Zwangspensionierung jüdischer und linker Beamter eingeleitet wurde, ebenso wie das »Gesetz zum Aufbau des deutschen Handwerks«. Mein Vater kritisierte diese Neuregelungen jeweils vor dem Hintergrund der Grundrechte, die wie die Meinungsfreiheit auch letztlich ja doch in der formal fortgeltenden Weimarer Verfassung verbrieft waren. Schon 1934 betitelte die NSDAP ihn als »Schreiber vernebelter Artikel« und als einen der Menschen, »die noch nicht die Größe der nationalsozialistischen Staatsidee begriffen haben, nicht begreifen wollen«, kurz: mein Vater wurde mundtot gemacht. Sein humanistisch unterlegtes und im Studium während der Weimarer Republik geprägtes juristisches Denken vertrug sich einfach nicht mit der nationalsozialistischen Rechtsetzung. Dass er nach wie vor jüdische Mitbürger, die man ihm gegenüber offen als »Nieder-rassentum« betitelte, vor dem Amtsgericht Westerstede und in Oldenburg vertrat, bewirkte ein Übriges: 1938, noch vor der Pogromnacht, erschien die SA und legte ihm alternativlos nahe, die Robe gegen die Uniform zu tauschen und damit der sogenannten »Schutzhaft«, also dem Gang ins KZ zu entgehen. Schon aus Rück-

sichtnahme auf seine Familie ließ mein Vater seinen Beruf als Anwalt und Notar fortan ruhen und meldete sich bei der Wehrmacht. Am 1. Oktober 1938 marschierte er mit den deutschen Truppen als Rekrut ins Sudetenland ein. Er war 34 Jahre alt, und es sollte sechs Jahre dauern, bis er wieder nach Westerstede zurückkehren konnte. Den Kriegsbeginn am 1. September 1939 erlebte er bei der Flak in Krefeld. In den Tagen zuvor hatte meine Mutter zuhause Mühe gehabt, ihrer letzten englischen Gaststudentin unter Mithilfe niederländischer Freunde die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen. Damit fand jeglicher internationale Kontakt sein Ende.

Unser Zuhause war eine schöne Villa mit großem Garten, in der meine Eltern die Unterwohnung gemietet hatten. Hier lebten wir zunächst zu fünf von dem Sold meines Vaters. 1943 fand meine Großmutter zusätzlich bei uns Unterschlupf, nachdem sie in Oldenburg, wie man es damals nannte, »ausgebombt« worden war. Wir Kinder wurden christlich erzogen. Meine Schwester und ich besuchten mit einem mehr und mehr schwindenden Häufchen anderer Kinder auch regelmäßig den sonntäglichen Kindergottesdienst, den zuweilen der Pastor, ein Mann der bekennenden Kirche, persönlich abhielten, und nahmen nicht wahr, dass wir wie alle Kirchgänger damals argwöhnisch beobachtet wurden. Die erste Berührung mit den Nazis hatte ich, als sich mein Freund aus der Nachbarschaft plötzlich weigerte, mit mir in unserem Garten zu spielen. Auf meine Frage, warum ihm das seine Eltern verboten hätten, antwortete er: »Weil du in den Kindergottesdienst gehst, aber Jesus ist ein Jude.« Ich verstand das nicht. – 1942 fiel mein Lieblingsvetter, der sich nach seinem Abitur sofort freiwillig zur Wehrmacht gemeldet hatte, mit 19 Jahren als junger Leutnant an der Ostfront.

Meine Mutter legte Wert darauf, dass ich an unseren Vater regelmäßig Briefe schrieb. Den ersten brachte ich im Alter von noch nicht sieben Jahren zustande. Es folgten über hundert weitere. Sie alle spiegeln mein Kinderleben zu Kriegszeiten wider und zeigen ungeschminkt auf, wie das harmlose Miteinander im Geschwisterkreis schon bald nahtlos in ruppige Soldatenspiele mit gleichgesinnten Nachbarjungs übergang, Hierarchiegefälle, Kommandoton und Drill eingeschlossen; wie sich die Nazi-Filmstunden an die Stelle meiner

Kindergottesdienstbesuche schieben wollten; wie ich im Flugzeugerkennungswettbewerb des NS-Fliegerkorps als Zehnjähriger den Ersten Preis gewann und eine besondere Belobigung vom zuständigen kommandierenden General der Luftwaffe erhielt; wie ich schließlich mit zehn Jahren Pimpf im Jungvolk wurde und den Oberen wohl als besonders geeignet erschien, weil man mich noch im April 1945 in die Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) in Haselünne stecken wollte, wogegen sich meine Mutter allerdings mit Händen und Füßen zur Wehr setzte. Dazu berichtete ich meinem Vater über die zunehmenden Fliegeralarme, über Bombenabwürfe rund um Westerstede und über die schier endlosen Bomberpuls der Alliierten in Richtung Bremen und Hamburg. Einem dieser Bombenangriffe fielen meine Oldenburger Kusine und meine drei Vettern im Oktober 1943 zusammen mit ihrer Mutter in der Wesermarsch zum Opfer. Dort hatten sie sich vor befürchteten Angriffen auf Oldenburg in Sicherheit bringen wollen. Der Gauleiter Wegener schrieb dazu in der Zeitung: »Sie gaben ihr Leben für den Sieg«. Ich habe es damals wohl geglaubt. So ein hochgestellter Vorgesetzter musste es schließlich wissen. Mir fehlte schlicht das Korrektiv, mir fehlte mein Vater. – Liest man diese Briefe heute, so verdeutlichen sie auf für mich erschreckende Weise, wie das Gift der Nazi-propaganda auch bei mir langsam, aber sicher seine Wirkung zeigte, wenn sich auch das Elternhaus dagegenstemmte. Einer meiner letzten Briefe – er datiert vom 25. Februar 1945 und ich war 10 Jahre alt – beweist dies nachdrücklich:

Heute Vormittag war ich zu einem Vortrag, den ein Soldat hielt. Er schilderte uns eine Luftlandung bei Arnheim. Die Engländer haben ihre Luftlandesoldaten 3 Jahre lang ausgebildet. In 9 Wochen müssen sie 7 mal aus dem Flugzeug springen, dann kriegen sie das Fallschirmjägerabzeichen und müssen jeden Einsatz mitmachen. Wenn sie sich aber weigern, werden sie erschossen. Der englische Soldat ist mit jedem ausgerüstet. Der Soldat hat uns ein Fahrrad gezeigt, das man zusammenklappen kann und auf den Rucksack schnallt. Dann ein Messer, das 20 cm lang war und mit dem man einen Deutschen lautlos ermorden kann. Dann zeigte er uns ein Beil, womit man einem den Stahlhelm durchschlagen kann. Der Soldat hat gesagt, wenn wir alle zusammenhielten, dann würde Deutschland siegen.

Meine Endsiegphantasien wichen jäh kindlichem Erstaunen, als nur zehn Wochen später, am 3. Mai 1945, Panzer einer polnischen Division unter britischem Kommando in unseren Ort einrollten, nachdem besonnene Menschen die weiße Flagge gehisst hatten. Die Villa wurde noch am selben Tag mitsamt Mobiliar requiriert, zunächst für ein Lazarett, später dann für ein Offizierskasino. Wir flogen von einer Stunde auf die andere aus der Wohnung und fanden mit sechs Personen in zwei Zimmern des Nachbarhauses Unterschlupf. Dort traf mein Vater uns an, als er im August 1945 aus der Kriegsgefangenschaft nach Westerstede zurückkehrte. Bis dahin hatten wir, nachdem der Sold bei Kriegsende ausblieb, von dem Verdienst meiner Mutter gelebt, die die Familie tatkräftig über Wasser hielt, indem sie jungen Mädchen, deutschen Behördenangestellten, in unserer Zweizimmerbehausung den von der britischen Militärregierung verordneten Englischunterricht erteilte. – Mein Vater dagegen erschien uns mutlos angesichts der gegebenen Situation; sein Neffe und später sein Bruder gefallen, dessen fünfköpfige Familie durch Bomben umgekommen, die Verlagsbuchhandlung und Druckerei August Schwartz in Oldenburg damit verwaist und er selbst ohne Arbeit, ein Mann, gerade mal 38 Jahre alt, dem bisher aus politischen Gründen nur wenige Jahre Anwaltstätigkeit vergönnt gewesen waren, denen dafür aber sieben Jahre Kriegsdienst gegenüberstanden.

Doch da machte er die Bekanntschaft ausgerechnet des Kommandeurs der Besatzer, die der Familie die Wohnung genommen hatten, und traf damit, wie er bald feststellen durfte, auf einen Mann von sprichwörtlich britischer Fairness, dem jede Geste der Überlegenheit, jegliche Indoktrination fernlag und der später anlässlich seines Abschieds aus dem Ammerland sagen sollte, er »glaube an den alten diplomatischen Grundsatz, dass es gut ist, die Feinde von gestern zu Freunden von heute zu machen«. Mit ihm und durch ihn lernte mein Vater in kürzester Zeit das gesamte in Westerstede stationierte britische Offizierskorps kennen, durchweg Menschen ebenfalls von besonderer Noblesse und dazuhin einem Bildungsgrad, der seinen altsprachlichen wie auch seinen musikalischen Ambitionen ideal entgegenkam. Schon bald waren unsere Eltern regelmäßige Gäste in der Offiziersmesse, wo man mit ihnen oft über die Aus-

gangssperre hinaus nächtelang diskutierte, über den besten Tee wie über die beste Staatsform, über das Führerprinzip des III. Reichs, über das britische Königshaus und über die Schwerfälligkeit von Demokratie. Dort auch traf mein Vater auf ein – wie er später immer wieder hervorhob – durchaus illustres Streichquartett, das ihn gleich mit offenen Armen aufnahm. So konnte er nach sieben Jahren Abstinenz endlich wieder die Werke der Wiener Klassik und auch seinen geliebten Mendelssohn-Bartholdy spielen und lernte andererseits bisher so unbekannte amerikanische Komponisten wie Samuel Barber und George Gershwin kennen.

Diese sozialen Kontakte mit den Gegnern von einst ließen den früheren Elan meines Vaters wiederaufleben und sein Selbstvertrauen zurückkehren. Es erhielt einen beachtlichen weiteren Schub, als er von der Militärregierung in Fragen des Neuaufbaus der Verwaltungsstrukturen im Ammerland ins Vertrauen gezogen und damit betraut wurde, den ersten Nachkriegs-Gemeinderat Westerstedes, der noch von der Besatzungsmacht einzusetzen war, zusammenzustellen. Seine Vorschläge wurden zu 100 % umgesetzt. Mein Vater war es auch, der mit einem von ihm verfassten Memorandum die Militärregierung dazu veranlasste, die demokratische Selbstverwaltung in den Ammerländer Gemeinden so zu gestalten, dass bewährte historische Verwaltungsstrukturen aus der Vornazizeit tunlichst gewahrt blieben. – Seine Wiederzulassung als Anwalt und Notar erlebte mein Vater zeitgleich schon im Oktober 1945. Anfangs war er vornehmlich als Verteidiger vor den britischen Militärgerichten tätig. Ihn faszinierte vor allem die ungewohnte Prozessordnung, die im Unterschied zu den deutschen Gesetzen der Nazizeit ein absolut faires Verfahren garantierte und die auch das so genannte Kreuzverhör noch kannte. Aber auch das deutsche Justizleben kam wieder in Gang. Alle NS-Gesetze waren inzwischen von der Besatzungsmacht außer Kraft gesetzt worden, darunter so ungeheuerliche wie die Nürnberger Rassengesetze, die Gesetze, die die Ausmerzung allen – ich zitiere – »Asozialen« und »Fremdvölkischen« zum Ziel hatten, die Verordnung gegen Volksschädlinge, das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« und die unzähligen sogenannten »Führererlasse«, die die NS-Juristen als Rechtsquelle sui generis an-

gesehen hatten. Entsprechend säuberte man jetzt die Rechtsprechung. Hier hatten die Generalklauseln des BGB als ›Einfallstore‹ der Nazi-Ideologie gedient. Beispielsweise war jeder zivilrechtliche Vertrag, an dem Homosexuelle oder Juden beteiligt waren, von vornherein als sittenwidrig und damit nichtig bezeichnet worden. Auch das »gesunde Volksempfinden« hatte jetzt als von den Nazi-Richtern erweitertes Gewohnheitsrecht ausgedient. Bei meinem Vater sorgte das für große Erleichterung, war dies doch die langersehnte Rückkehr zur bewährten Rechtsprechung der ersten Demokratie in Deutschland.

Meine Mutter stand in dieser Aufbruchszeit nach der Kapitulation nie abseits, sie fungierte oft als Dolmetscherin, da die Englischkenntnisse ihres Mannes eher dürftig waren. 1947 erhielt sie die Einladung zu einem Lehrgang in das auch heute noch für seine Aussöhnungsleistungen vielgerühmte Institut Wilton Park in West Sussex. Die dort abgehaltenen Debattierkurse waren im Rahmen einer Initiative Winston Churchills entstanden, der Großbritannien dazu aufgerufen hatte, nach dem Zweiten Weltkrieg beim Aufbau einer erfolgreichen Demokratie in Deutschland zu helfen. Die Absolventen der Kurse sollten als überzeugte Demokraten in die Heimat zurückkehren, damit sie dort als Multiplikatoren wirkten. Meine Mutter tat dies auch. Vor allem uns Kindern stand sie immer als demokratisch erprobte Diskussionspartnerin zur Verfügung und hat uns entsprechend geprägt.

Es war also nicht das deutsche Umfeld, das meine Eltern den Weg zurück zur Demokratie finden ließ, sondern es waren die Gegner von einst, die dazu in jeder Hinsicht den Anstoß gaben. Und dies zu einer Zeit, als die Frage, ob man nun die Weimarer Verfassungsverhältnisse wiederaufleben lassen oder besser eine neue Verfassung schreiben sollte, noch gar nicht öffentlich zur Diskussion stand. Was mich angeht, begegnete ich, wie eingangs schon gesagt, bei meinen Lehrern weithin kaum aufrichtiger Hinwendung zu demokratischen Verhältnissen. Die alten Seilschaften funktionierten noch, nur, dass die Lehrer, die mich noch einige Zeit zuvor als Kindergottesdienstbesucher aufgeschrieben und denunziert hatten, jetzt scheinbar bußfertig in den vorderen Kirchenbänken saßen. Es war die große

Krux auf Seiten der Briten, dass in ihrer Besatzungszone der Sicherung der Versorgung der deutschen Bevölkerung und der Aufrechterhaltung der öffentlichen Verwaltung Vorrang vor der politischen Säuberung eingeräumt wurde. So waren und blieben meine Eltern im Großen und Ganzen die einzigen, die mein korrumpiertes Bewusstsein wieder ins Lot brachten, bis auch ich Bekanntschaften machte, die mein Weltbild unumkehrbar aufs demokratische Gleis setzen sollten.

Die erste: Im Verlauf des Jahres 1946 war das Offizierskasino aufgelöst worden und die *Quaker Friends Relief Service*, eine Quäker-Gruppe aus England, hatte von unserer Wohnung Besitz ergriffen. Dabei handelte es sich um Männer und Frauen, die 1939 aus Glaubensgründen den Kriegsdienst mit der Waffe abgelehnt hatten und dafür ins Gefängnis gegangen waren, nun aber der Militärregierung gerade recht kamen, in Westerstede Versöhnung zu praktizieren und zwischen den Feinden von gestern Brücken zu schlagen. Sie nahmen sich der Westersteder Jugend an und über sie erfuhr ich als Zwölfjähriger zum ersten Mal von einem gewissen Lord Baden-Powell of Gilwell und seinen *Boy scouts*. Unter Anleitung der Quäker begannen wir, nach Art unserer britischen Vorbilder die Wälder rund um Westerstede zu durchstreifen, lernten Fährten zu lesen, Pflanzen zu bestimmen, Vogelrufe zu imitieren, vor allem aber erfuhren wir, wie es sich anfühlte, innerhalb unserer Gruppe Gleicher unter Gleichen zu sein, achtsam miteinander umzugehen, statt herumkommandiert zu werden, und über beste Lösungen zu diskutieren, statt Befehlen blind zu gehorchen, wie es beim Jungvolk üblich gewesen war. Kurz, wir lernten Demokratieverständnis im spielerischen Miteinander und ohne erhobenen Zeigefinger. Als die »Friends« uns verließen, war die Saat gelegt und die Keimzelle der Westersteder Pfadfinderei war geboren. 1949, im selben Jahr, in dem auch unser Grundgesetz aus der Taufe gehoben wurde, gründeten wir unseren »Stamm Eiche«, dem ich auch heute noch und damit nun 75 Jahre lang angehöre. Mein zehnjähriger Nachbarsjunge ist gerade unter die Pfadfinder gegangen. Das macht mich stolz und froh; einer mehr, der nach den demokratischen Regeln von Lord Baden-Powell leben will, deren wichtigste heißen:

Ich will hilfsbereit und rücksichtsvoll sein.

Ich will den anderen achten.

Ich will kritisch sein und Verantwortung übernehmen.

Ich will dem Frieden dienen und mich für die Gemeinschaft einsetzen, in der ich lebe.

Die zweite Begegnung der besonderen Art bescherte mir mein Studium. Ich traf 1954 in Tübingen auf eine Verbindung, die, 1871 gegründet, dazu nicht-farben tragend und nicht-schlagend, den außergewöhnlichen Namen *Igel* trägt und stolz darauf sein darf, dass aus ihren Reihen drei Widerstandskämpfer hervorgegangen sind, darunter einer der heute noch einflussreichsten: der Theologe Dietrich Bonhoeffer. Ich hatte erwartet, auf eine Schar junger Studenten zu treffen, sollte aber schon am ersten Abend auf dem Verbindungshaus etlichen Bundesbrüdern begegnen, die man nach einem Notabitur als blutjunge Soldaten zum Endkampf an die Front geschickt hatte, die mit der Kapitulation in Gefangenschaft geraten und dann später aus den unterschiedlichsten Gründen in Tübingen gelandet waren. Sie stammten aus allen Gegenden Deutschlands und hatten hier im *Igel* nun neue Heimat und neuen Halt gefunden. Sie alle einte das Credo »Nie wieder Krieg«. Sie wussten, wovon sie redeten; manch einer hatte Verwundungen erlitten, die als Narben sichtbar geblieben waren, oder musste eine Prothese tragen, um ein einigermaßen normales Leben führen zu können. Und wo äußerlich alles heil war, hatte der Krieg doch im Innern bleibende Wunden geschlagen. Keiner der Heimkehrer war ohne tiefgreifende Blessuren geblieben. Und auch die materielle Not war groß. Aber was hatte diese Studenten motiviert, so eine Verbindung wie den *Igel* wieder aufleben zu lassen? Ich lasse einen von ihnen antworten:

Und dann sahen wir vor allem, daß die um einige Jahre Jüngerer in dieser Zeit, in der alles fragwürdig war, noch viel schwerer durchfanden. Wir wollten die Verbindung mit ihnen, die nicht mehr im Feld gewesen waren und die an unseren Erfahrungen nicht teilhatten, nicht abreißen lassen; wir waren wohl auch verpflichtet, ihnen den Mut zu einer sauberen Gesinnung zu stärken. Wir alle waren uns darüber einig, daß die Jungen eine ihnen heute gemäße Form selbst finden müssten, und daß man von ihnen keinesfalls eine Übernahme

früherer Verbindungsstile verlangen wolle; vielmehr riet man – gemäß der Tradition einer schwarzen Reform-Verbindung – von einer Wiederaufnahme überlebter Zöpfe und Gebräuche ausdrücklich ab.

In diese Verbindung bin ich vor nun 70 Jahren eingetreten und ich bin immer noch einer von ihnen, weil ich weit und breit keinen anderen Bund kenne, in dem die Verkündung unseres Grundgesetzes 1949 freudiger begrüßt worden wäre als im *Igel*, und auch keinen, in dem ich unsere freiheitliche demokratische Grundordnung an die studentische Jugend besser weitervermittelt und überhaupt besser gehütet sehen könnte. Dass sie gehütet werden muss, steht außer Frage; denn wir Älteren haben erfahren müssen, wie schnell sie abhandenkommen kann, wenn ihre Existenz nicht von der Mehrheit getragen wird. Und es besteht ja gerade heutzutage auch aller Anlass, um unsere Verfassung besorgt zu sein. Zwar haben die vier Mütter und 61 Väter des Grundgesetzes für Änderungen hohe Hürden (wie etwa Zweidrittelmehrheiten in Bundestag und Bundesrat, konstruktives Misstrauensvotum, keine Ermächtigungsgesetze) und eine Ewigkeitsklausel eingebaut, wonach Wesentliches wie Demokratie, Freiheit und Föderalismus unabänderlich sein soll, aber die jetzt aufgedeckten Umsturzversuche der ›Reichsbürger‹ und das Anwachsen der AfD namentlich in den neuen Bundesländern darf uns nicht gleichgültig lassen. Ich habe immer den Ruf Gaulands im Ohr: »Wir werden sie jagen«. Er erinnert mich an ein fürchterliches Erlebnis aus meiner Pimpfzeit, als ich zusehen musste, wie Hitlerjungen einen der unseren, der nicht zum Dienst erschienen war, so lange vor sich hertrieben, bis er oben auf dem höchsten Dachgiebel seines Hauses saß und mit Todesangst in den Augen herunterspringen wollte. Diesen Blick werde ich nie vergessen. –

Bertolt Brecht lässt im Epilog zum *Unaufhaltsamen Aufstieg des Arturo Ui* die Schlussworte sagen:

So was hätt' einmal fast die Welt regiert!
Die Völker wurden seiner Herr, jedoch
Dass keiner uns zu früh da triumphiert –
Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!

Es sollen auch meine Schlussworte sein.

